



J.B.METZLER

Epoche

Französische Revolution

Die Französische Revolution 1789 ist das Epochemachende Ereignis, das Veränderungen und Umwälzungen in ganz Europa zur Folge hat. Alle Augen in Europa sind auf Frankreich gerichtet. Die einschneidenden Wirkungen der französischen Staatsumwälzung auf Deutschland werden mit Spannung verfolgt. Der Sohn der Französischen Revolution, Bonaparte, steht im Zentrum, er wird die Geschicke Europas und die Geschichte Württembergs bestimmen.

Mitten in diese aufregende Zeit wird H. hineingeboren. Wie viele seiner Generation ist er nicht nur ein genauer Beobachter der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung, sondern begeisterte sich auch für die Ideen der Französischen Revolution, die aus dem Geist der Aufklärung kamen, und verband damit die Hoffnung auf eine Veränderung im eigenen Land. An den revolutionsbegeisterten Arzt und Naturforscher Johann Gottfried Ebel (1764–1830), der nach Frankreich ging und enttäuscht über die Verhältnisse berichtet, schreibt H. im Januar 1797: »Ich glaube an eine künftige Revolution der Gesinnungen und Vorstellungsarten, die alles bisherige schaaamroth machen wird. Und dazu kann Deutschland vielleicht sehr viel beitragen. Je stiller ein Staat aufwächst, um so herrlicher wird er, wenn er zur Reife kömmt.« (StA 6, 229) Neueste Nachrichten kamen ins Tübinger Stift aus dem in Frankreich gelegenen Mömpelgard (Montbéliard), Grafschaft Württembergs seit 1397 (seit 1795 von den Franzosen besetzt, gehört sie seit 1801 wieder zu Frankreich). Jeweils sechs Studienplätze im Stift waren für die Mömpelgarder bestimmt.

Die gängige Meinung, H. habe sehr bald eine ablehnende Haltung gegenüber der Französischen Revolution eingenommen, identifiziert seine Einschätzung mit den Äußerungen über Marat (»der schändliche Tyrann«, StA 6, 88) und Bonaparte: durch den Staatsstreich des 18. Brumaire sei er »eine Art von Dictator geworden« (StA 6, 374). Link (H. – Rousseau, 1999) hat jüngst darauf hingewiesen, daß vor dem Hintergrund von Rousseaus *Contrat social*, insbeson-

dere des Kapitels *De la dictature*, das Wort »Diktator« keineswegs nur pejorativen Sinn habe. Festzustellen ist, daß es über H.s Begeisterung für Bonaparte vor dem 18. Brumaire keinen Zweifel gibt, und daß er an den republikanischen Zielen der Revolution trotz seiner Enttäuschung über die Ereignisse in Paris – »Ihr Urtheil über Paris ist mir sehr nahe gegangen«, schreibt er im November 1799 an Ebel (StA 6, 378) – festgehalten hat.

Bonaparte – Napoleon

Bonaparte war siegreich aus dem Italienfeldzug zurückgekehrt (März 1796 bis Oktober 1797) und besuchte als vom Direktorium Beauftragter den Rastatter Kongreß. Seit dem Frieden von Campo Formio (17. 10. 1797) galt er als Friedensbringer. Seine Proklamation vom 21. Brumaire VI (11. 11. 1797) löste Bewunderung aus: es ist das politische Versprechen einer republikanischen Unabhängigkeit für Italien – später wieder Thema bei der Consulta in Lyon (Januar 1802). Kurz nach dem Friedensschluß von Campo Formio wurde er durch das Direktorium (26. 10. 1797) Bevollmächtigter der Republik. Am 26. November, zwei Tage vor dem Beginn des Kongresses, ist er selber in Rastatt. Moreau hatte hier ein Jahr zuvor, im Juli 1796, Erzherzog Karl besiegt. Bonaparte empfing die Gesandten der verschiedenen Staaten. Die Österreicher hatten ihren Verbündeten die an Frankreich erteilten Konzessionen bezüglich der Abtretung der linksrheinischen Gebiete verheimlicht. Die deutschen Fürsten hofften, Entschädigungen aushandeln zu können – Säkularisation von kirchlichen Gütern standen zur Debatte. Österreich zeigte offenbar keine Eile in den Verhandlungen und machte sich zum Verteidiger der Interessen des Vatikans. Der Kongreß schien sich in die Länge zu ziehen, was Bonaparte möglicherweise ahnte. Er blieb sechs Tage und verhandelte unablässig. Österreich und Frankreich warfen sich gegenseitig Habgier und Egoismus vor. Die Österreicher treffen am 28. November 1797 ein; Bonaparte verläßt den Kongreß am 2. Dezember. Er wird nach Paris zurückgerufen. Sein Nachfolger ist Jean Baptiste Treilhارد. Im Frühjahr 1798 zog Bonaparte nach

Ägypten. Dort blieb er bis fast zum 18. Brumaire, an dem der Staatsstreich verübt wurde.

Bei seiner Rückkehr nach Paris wird Bonaparte mit einer Freiheitshymne empfangen und als Friedensstifter und Retter der Errungenschaften der Revolution gefeiert. Seine Rede galt vor allem besseren, organischeren Gesetzen. Dies beunruhigte die Liberalen; dennoch wurde er in das sogenannte Institut gewählt (25. 12. 1797), einem Zusammenschluß der aufgeklärten und enzyklopädischen Philosophie des Jahrhunderts. Dies ermöglichte ihm den entsprechenden Umgang mit Regierungskreisen. In dieser Zeit hatte sich seine Anschauung über Staatsführung bereits geändert. Die Veränderung war wohl wahrgenommen worden, und die Frage erhob sich: Wollte Bonaparte die Macht ergreifen? Ein Diktator, der die Direktoriumsmitglieder zu seinen Ministern machen würde?

Die ihm angebotene Führung der deutschen Armee schlug er aus, er blieb Hauptkommandant der englischen mit dem Plan, entweder Hannover oder Ägypten zu erobern. Nachdem Bonaparte nach Ägypten aufgebrochen war, geriet Frankreich zunehmend in eine weniger günstige Phase. Die zum Schutz gegründeten Schwesternrepubliken konnten ihre Aufgabe nicht wahrnehmen. Am 6. Juli 1798 brach Österreich die Verhandlungen auf dem Kongreß ab, der Krieg brach wieder los. Die Alliierten hatten doppelt soviel Truppen (320.000 Mann) wie die Franzosen.

Die Franzosen baten den Kongreß um rechtsrheinische Brückenköpfe, was gewährt wurde. Ferner erbat das Direktorium Hilfe gegen den Durchzug der Russen, die von der Ostsee her zu den verbündeten Österreichern vorstoßen wollten. Der Verweis auf den Regensburger Reichstag war für Frankreich ein *casus belli*. Am 1. 3. 1799 kam Jourdan bei Mainz über den Rhein; Bernadotte bei Speyer. Frankreich mußte etliche Niederlagen hinnehmen. Der Rastatter Kongreß hatte sich am 25. April 1799 aufgelöst.

Auch innenpolitisch sah sich Frankreich in einer schwierigen Lage. Das Direktorium wollte einen ständigen Präsidenten, um ein besseres Instrument der Kontrolle zu haben. Der Ruf nach einem neuen Machthaber setzt sich durch: die Macht eines einzigen, eines aus der Revolution kommenden Diktators oder eines republikanischen Generals? Joubert, der dafür in Frage kam,

wurde in Novi von den Russen geschlagen; er starb am 15. 8. 1799. Der ehemalige Stifter (Kloster – Stift – Beruf) Reinhard schrieb als Außenminister an Bonaparte, er solle mit seinem ganzen Heer zurückkommen. Bonaparte landet am 12. 10. 1799 in Fréjus, über Korsika kommend. In Paris wird er als Großpazifikator gefeiert. Zu diesem Zeitpunkt befindet er sich wohl bereits in den Vorbereitungen zum Staatsstreich vom 18. Brumaire. Am 10. November 1799 ist er Erster Konsul. Das Ende der ersten französischen Republik ist damit besiegelt.

Unmittelbar nach dem Staatsstreich schickte Bonaparte General Duroc nach Berlin. Damit sind erste Schritte zum Frieden in Lunéville getan. Österreich hält Bonaparte nicht für der Lage gewachsen und unterschätzt dabei dessen starke Position in der Schweiz. Moreau siegt in Meßkirch, Gouvion Saint-Cyr in Biberach, Lecourbe in Memmingen und Nördlingen, Bonaparte in Marengo. Ein Teil Schwabens und Bayern gerät so unter französische Kontrolle. Im Frieden von Lunéville (Februar 1801) einigen sich Frankreich und Österreich: Österreich erkennt darin die französische Präsenz in Piemont, in der Lombardei und in Ligurien an, in der batavischen und in der helvetischen Republik. Am 21. Februar 1801 leitet der Staatssekretär Hawkesbury die Friedensverhandlungen von Amiens (März 1802) ein.

Bonaparte – Napoleon ist mehrmals Gegenstand von H.s Dichtung: Der Entwurf *Die Völker schwiegen* ... ist in die Zeit zwischen Herbst 1796 bis Anfang 1799 zu datieren. Er läßt sich auf die Zeit des ersten Koalitionskriegs (Ausbruch 1792, Höhepunkt 1796) beziehen, die Schlußverse womöglich auf Bonapartes zweiten Aufenthalt in Italien im Frühjahr 1797. (MA 3, 88) Der Odenentwurf *Bonaparte*, ebenfalls Fragment geblieben, entstand vermutlich Mitte oder gegen Ende 1797, vielleicht kurz nach dem Beginn des Rastatter Kongresses. In der Hymne *Dem Allbekannten* sind Orte genannt, die sich mit Bonaparte verbinden; hier findet eine Reflexion über den Friedensstifter und Versöhner der Völker Europas statt. Im *Empedokles* könnten die drei Fassungen den verschiedenen Phasen der geschichtlichen Entwicklung entsprechen und jeweils reflektieren. Auch die korsische Idylle *Emilie vor ihrem Brauttag* gehört in diesen politisch-geschichtlichen Kontext.

Der Umweg H.s über Lyon auf dem Weg nach Bordeaux im Januar 1802 schließlich könnte nicht nur eine Pilgerfahrt zu Rousseau – H. wohnt in derselben Straße – gewesen sein, sondern auch mit Napoleon, der damals in Lyon erwartet wurde, zu tun gehabt haben. In diesem Sinn könnte auch die Rückreise über Paris im Mai/Juni 1802 verstanden werden.

Der Rastatter Kongreß (November 1797 – April 1799)

Der Frieden von Campo Formio 1797 (17. Oktober) bestimmte, daß Österreich auf die linksrheinischen Gebiete verzichten mußte. Der Rastatter Kongreß wurde im Dezember 1797 einberufen mit dem Ziel, daß auch die linksrheinischen Gebiete anderer deutscher Staaten an Frankreich abzutreten seien. Im März 1798 kam ein entsprechender Beschluß zustande. Strittig blieb die Frage der Entschädigung der deutschen Fürsten. Württemberg hatte schon 1793 die Grafschaft Mömpelgard (Montbéliard) an Frankreich verloren. Dies stellte einen ungelösten Streitpunkt zwischen dem württembergischen Herzog und dem Landtag dar. Deshalb schickte der Herzog wie auch der Landtag seine Vertreter zum Rastatter Kongreß.

Auf diesem Kongreß war Sinclair (↑Freundschaften) für den Landgrafen von Hessen-Homburg als Beobachter anwesend. Sein Auftrag war es, Geheimverhandlungen zu führen, Gebietsverluste hatte Homburg ja nicht zu einzuklagen. Sinclair hatte H. zur Teilnahme am Kongreß eingeladen. H. kam Mitte November 1798 nach Rastatt und blieb bis Anfang Dezember. Viele junge Republikaner, unter ihnen Freunde H.s und Freunde Sinclairs, waren anwesend; das Durchschnittsalter betrug dreiundzwanzig Jahre. Die Erfahrung der politischen Machenschaften waren prägend für H.s künftige Auffassung bezüglich der Zukunft seines Vaterlandes und seiner Aufgabe als Dichter.

Durch den Staatsstreich vom 18. Fructidor VI (4. September 1797) konnte Österreich auf einen günstigen Friedensschluß nicht hoffen. Öffentlich gab man eine Vergrößerung des Machtbereichs bekannt. In geheimen Artikeln jedoch mußte sich Österreichs Kaiser mit der Abtretung des größten Teils seiner linksrheinischen Gebiete

einverstanden erklären. Dabei blieben die linksrheinischen Besitzungen Preußens ausgeschlossen, da Österreich Preußen an der Entschädigung nicht teilhaben lassen wollte. Preußen hatte aber bereits 1795 mit Frankreich, ebenfalls in einem geheimen Artikel, seine Entschädigungsansprüche ausgehandelt. Nun sollten die Reichsstände auf dem Rastatter Kongreß mit Frankreich zu einem Friedensschluß kommen. Frankreich versuchte, seine Position durch die Bewegung linksrheinischer Demokraten zu verstärken. Die sogenannte cisrhenanische Bewegung wurde für die Pariser Ziele vereinnahmt: man wollte keinesfalls der Gründung einer unabhängigen Republik zusehen, vielmehr sollte diese Bewegung dafür genutzt werden, die eigenen Ziele, die Notwendigkeit des Anschlusses an Frankreich, durchzusetzen.

Bonaparte kam als Bevollmächtigter der französischen Deputation am 13. November 1797 nach Rastatt, reiste aber schon Anfang Dezember wieder ab. Der österreichische Kaiser hatte die Reichsstände per Dekret zur Beschickung des Kongresses aufgefordert. 800 Fremde zählt die Stadt im Januar 1798. Frankreich war in einer durchaus überlegenen Position. Zudem war die Schweizer Eidgenossenschaft zusammengebrochen (5. März 1798); eine Helvetische Republik wurde gegründet, die ein Bündnis mit Frankreich schloß (19. August 1798); Genf, Biel, Mülhausen gehörten bereits zu Frankreich. Die französische Delegation setzte im März 1798 ihr Ziel durch, die linksrheinischen Gebiete zu erhalten. Damit kamen 1,5 Millionen Deutsche unter französische Herrschaft. Die betroffenen Fürsten sollten nach dem Vorschlag Frankreichs mit rechtsrheinischen Gebieten durch Säkularisation entschädigt werden.

Die verschiedenen Verhandlungspartner versuchten rücksichtslos Vorteile auszuhandeln und machten vor politischen Intrigen nicht halt. Der Widerstand der deutschen Fürsten gegen den Kongreß wuchs. Die Absicht des Pariser Direktoriums war, die Beschränkung der Handlungsmöglichkeit von Österreich und Preußen. Das Mittel, dieses Ziel zu erreichen, sah Frankreich darin, die mittleren Reichsstände an sich zu binden. Württemberg befand sich in einer schwierigen Situation: Herzog und Stände traten nicht geschlossen auf. Die linksrheinischen Gebiete waren schon per Dekret an Frankreich abge-

treten. Nun wurde konkurrierend um eine entsprechende Entschädigung gekämpft.

H. äußert sich enttäuscht über diese Machenschaften (StA 6, 294) und beklagt den fehlenden Mut und die Engstirnigkeit der württembergischen Deputierten (ebd., 268). Schon in der Zeit, während H. dem Kongreß beiwohnte, sah man das Scheitern kommen. Die europäischen Monarchen wollten Frankreich in seiner Vormachtsposition schwächen. Die Gelegenheit schien günstig, als Bonaparte im Mai 1798 nach Ägypten zog. Zar Paul I. verbündete sich mit England (29. Dezember 1798) gegen Frankreich. Österreich mißfiel, daß es Frankreich gelungen war, alle linksrheinischen Gebiete an sich zu bringen. Die Entschädigung mußte zwangsläufig zu Lasten der kleinen Reichsstände geschehen, was einen Machtverlust der traditionellen Anhängerschaft des Kaisers bedeutete. Preußen hatte, anders als im Frieden von Campo Formio vereinbart, in Rastatt Entschädigung für seine linksrheinischen Gebiete erhalten.

Im Frühjahr 1799 kam es zum Ausbruch des Krieges. Anfang März 1799 drangen die Franzosen von Westen her in Württemberg ein und kamen rasch in südöstlicher Richtung voran. Bei Feldkirch wurde am 23. März Masséna von den Österreichern geschlagen; Jourdan wurde fast zeitgleich bei Ostrach und Stockach von Erzherzog Karl besiegt. Niederlagen mußte Frankreich auch in Italien hinnehmen. Als die Österreicher sich Rastatt nähern, löste sich der Kongreß auf. Mit einer Greueltat ging er jäh zuende: am 28. April 1799 wurden die drei französischen Gesandten bei ihrer Abreise überfallen, ihrer Papiere beraubt, zwei wurden getötet, einer konnte entfliehen. Frankreich rief zur Rache auf. Böhlendorff (↑Freundschaften) berichtet seinem Freund von Fellenberg von diesem Ereignis und kommentiert es als »gewiß große Sensation in Deutschland – und noch größere in Frankreich. Diese Männer waren vielleicht ohne ihr Wissen und Wollen Märtyrer für den Sieg der Republikaner.« (StA 7.2, 136)

Württemberg

In Württemberg waren Herzog und Stände uneins. Herzog Carl Eugen, der H.s Studienzeit im Stift prägte, war 1793 gestorben. Ludwig Eugen

übernahm die Regierung, danach 1795–1797 der Bruder Friedrich Eugen. Sein Sohn Friedrich II. (1754–1816) kam Ende 1797 an die Regierung. Durch seine Erziehung kannte er die Prinzipien eines aufgeklärten Absolutismus. Seiner Überzeugung nach trat er für das herkömmliche monarchische System mit einem Beratergremium ein. Er fürchtete politische und gesellschaftliche Unruhen von Seiten der von der Macht ausgeschlossenen Schichten. Sein Machtstreben sollte sich rasch durchsetzen. Die Landstände (auch Landschaft genannt, waren das württembergische Ständeparlament, das die evangelischen Landesinteressen gegenüber dem katholischen Herzog Carl Eugen vertrat) wollte er schwächen. Diese hatten zunehmend Einfluß gewonnen, da die führenden Herzöge nachlässig waren. Friedrich duldete diese Machtbestrebungen nicht. Neuerungen und Reformen sollten vom Staat ausgehen, nicht durch die Landstände gefordert oder gar durchgesetzt werden. Der ideale Staat war für ihn ein streng organisierter Staat nach preußischem Vorbild; dem Herrscher allein sollten staatspolitische, wirtschaftliche und soziale Belange obliegen. Friedrich konnte durch seine familiären Beziehungen – Schwiegersohn des englischen Königs; Schwager des russischen Zaren und des Kaisers Franz – seine Position außenpolitisch absichern. Er erreichte, daß er allein für Württemberg das Sagen hatte und setzte sich nach dem Rastatter Kongreß in seinem Land auch innenpolitisch durch.

Nachdem Jourdan im März 1799 (Ostrach und Stockach) geschlagen war, schloß sich Friedrich der Zweiten Koalition an. Die Landesversammlung sprach sich für Neutralität aus, widersetzte sich somit dem Willen der Obrigkeit. Die Landesversammlung wurde Ende 1799 aufgelöst, der neue Landtag beugte sich dem Willen des Herrschers. Friedrichs Interessen richteten sich innen- und außenpolitisch ganz auf die Stärkung seines Machteinflusses. Als er jedoch sah, daß Frankreich zunehmend Siege errang, stellte er sich nach dem Frieden von Lunéville 1801 auf die Seite Frankreichs. Die Franzosen zeigten nun ihrerseits offen, was sie schon auf dem Rastatter Kongreß angestrebt hatten: sie suchten Verbündete auf der sicheren Seite, nicht bei Ständen, die von einer Regierung abhängig waren. 1802 wurde Friedrich reich für die abgetretenen linksrheinischen Gebiete entschädigt, zudem erhielt er den

Stand des Kurfürsten. 1805 sicherte sich Napoleon per Vertrag dessen Unterstützung. Im eigenen Land erreichte Friedrich dadurch absolute Souveränität. Die Ständevertretung wurde aufgelöst. Am 1. Januar 1806 wurde Württemberg Königreich.

Die Landstände

In Württemberg war um 1796 eine breite Bewegung der Landstände entstanden. Sie wurde ausgelöst als Gegenbewegung zur französischen Eroberungspolitik. Moreau hatte im Juni 1796 den Rhein überschritten. Hohe Kontributionsforderungen waren zu erwarten, deshalb kündigte der Herzog die Einberufung eines Landtags an. Im Vorfeld gab es über 200 Landtagsschriften, die sich mit Reformen und Rechten des Bürgers auseinandersetzten und nach den Ideen der Französischen Revolution für ein Mitspracherecht in der Regierung eintraten. Das Ziel war: ein durch Reformen erneuerter, moderner Staat.

Von Frankfurt aus verfolgten H. und Hegel (7Freundschaften) die politischen Ereignisse. H. kannte solche Landtagsschriften (StA 6, 264). Als Verfasser des *Petitionsrechts der Wirtembergischen Landstände* gelten Jakob Friedrich Gutscher (1760–1834) und/oder Christian Friedrich Baz (1765–1808).

Der Landtag trat im März 1797 zusammen. Die Kriegslasten wurden verteilt. Die Abgeordneten der Landstände setzten sich für mehr Einfluß in der Regierung ein. In Rastatt war Württemberg einmal durch die Gesandtschaft der Regierung vertreten, zum andern durch die halboffizielle Abordnung der Landstände unter Eberhard Friedrich Georgii (1757–1830). Der eher radikal gesinnte Bürgermeister Baz gehörte zeitweilig zu ihnen. Legationssekretär Gutscher vertrat die Stände und verteidigte die Ständeversammlung. H.s Verbindung zu Gutscher, den er als verständigen Mann (StA 6, 397) bezeichnet, bleibt auch nach dem Kongreß noch bestehen. Als Friedrich Ende 1797 die Regierung antrat, sah sich die Landschaft einem eher wohlwollenden und moderaten Regenten gegenüber. Im Sommer 1798 kam es aber zum offenen Bruch mit den Ständen; herzogliche und landschaftliche Vertretung konnten auf dem Rastatter Kongreß nicht mehr zusammenarbeiten. Im September hob Friedrich kurzerhand die Vergleichsdeputation auf, die im Ja-

nuar eingesetzt worden war. Die Landschaft erhoffte mittels Georgii in Rastatt und Baz, der in Paris verhandelte, durch ihre profranzösische Haltung Unterstützung gegen den Herzog. Die französischen Politiker taktierten, wollten sich die Möglichkeit, sich notfalls auf die Stände zu stützen, offen halten. Im Oktober 1798 sandten sie Théremin nach Stuttgart, ein Mittel, Druck auf den Herzog auszuüben.

Inzwischen hatte sich in Württemberg eine Opposition gebildet. Treffpunkt war das Haus des Gesandten der Batavischen Republik, Strick van Linschoten. H. hat auch ihn gekannt (StA 6, 356; 965). Wir sehen wieder, wie sehr H. am aktuellen Geschehen beteiligt war. Die politische Lage schätzt er skeptisch ein, hofft jedoch noch auf Veränderung in seinem Vaterland (StA 6, 317).

Die Realität sieht anders aus. Die französische Politik distanziert sich von dem Plan einer Revolutionierung Süddeutschlands. Die Stände waren in der Tat lediglich als Druckmittel gegen den Herzog eingesetzt worden. Dies wurde offenkundig, als der Pariser Gesandte Trouvé Anfang 1799 in Württemberg eintraf und keine Verbindung mit den Ständen aufnahm. Und manifest wurde dies eindeutig, als Anfang März 1799 die Franzosen in Württemberg einfielen: Auf Anweisung des Direktoriums sollte Jourdan mit den bestehenden Mächten verhandeln; er erhielt zugleich den Befehl, jede revolutionäre Bewegung in Schwaben zu unterdrücken.

Die politische Lage hatte sich innerhalb von vier Jahren sehr verändert. Sicherlich bestimmte die politische Situation, im Blick auf eine schwäbische Republik, das Gespräch während der Homburger Zeit H.s (1798–1800). Der Gedanke lag nahe und nährte sich zudem aus der Gründung der schweizerischen Republik (11. 3. 1798). Kontakte hatte es zwischen Schwaben und General Augereau gegeben, und es war sogar von einem Marsch auf Rastatt die Rede gewesen.

Das Jahr 1799 macht endgültig klar, daß die oppositionellen Stände nur Spielball des machtpolitischen Kalküls der Franzosen waren. Ohne deren Hilfe hatten die Stände keine Chance, Veränderungen durchzusetzen.

Resignation verbreitet sich, die auch H. mit Sorge als lähmende Kraft erkennt (StA 6, 373f.). Auch wenn Bonaparte, wie H. schreibt, »eine Art von Dictator geworden« (StA 6, 374) war, stellte er noch immer die führende Gestalt in Europa

dar, mit der man die Reformen im Sinne eines politischen Programms der Aufklärung verband. Er war noch nicht der Eroberer, der ein Machtstreben entwickelte, das alle Völker unterwerfen sollte. Das änderte sich erst 1804.

Literatur

- zu *Französische Revolution*: Grab, Walter (Hg.): Die Französische Revolution. Eine Dokumentation. 68 Quellentexte und eine Zeittafel, München 1975. – Gaier, Ulrich: H. Eine Einführung, Tübingen/Basel 1995. – Griewank, Karl: Die Französische Revolution. 1789–1799, Köln ⁷1980. – Link, Jürgen: H. – Rousseau: Inventive Rückkehr, Opladen 1999. – Mieth, Günter: Friedrich H., Dichter der bürgerlich-demokratischen Revolution, Berlin 1978. – Schmitt, Eberhard: Einführung in die Geschichte der Französischen Revolution, München ²1980.
- zu *Bonaparte – Napoleon*: Lefebvre, Jean-Pierre, in: T 4, 120–130.
- zu *Rastatter Kongreß; Württemberg; Die Landstände*: Hölzle, Erwin: Das alte Recht und die Revolution. Eine politische Geschichte Württembergs in der Revolutionszeit 1789–1805, München 1951. – Prignitz, Christoph, in: T 4, 97–110.

Valérie Lawitschka

Kloster – Stift – Beruf

Lauffen am Neckar und Nürtingen (1770–1784)

Johann Christian Friedrich H. verzeichnet das Taufregister in Lauffen am Neckar: 20. März 1770. – Der Vater? Heinrich Friedrich H. (1736–1772) hatte das Studium der Rechte in Tübingen absolviert. Als Jurist folgt er 1762 in der kirchlichen Verwaltung als Klosterhofmeister in Lauffen am Neckar seinem Vater im Amt. Sein Vater, Friedrich Jacob H. (1703–1762) hatte durch das Studium der Rechte, ebenfalls in Tübingen, den Titel eines Lizentiaten des Kirchen- und des Staatsrechts erworben. Mit 27 Jahren wurde er Klosterhofmeister in Lauffen. Verheiratet ist er mit Elisabetha Juliana H., geborene Haselmeyer (1710–1765). – Die Mutter? Johanna Christiana, geborenen Heyn (1748–1828) stammt, wie ihr Mann, aus der sogenannten, vom Pietismus geprägten, württembergischen Ehrbarkeit (Pfarrer- und Beamtentum). Ihr Vater, Johann Andreas Heyn (1712–1772), Pfarrer in Clebronn, ist verheiratet mit Johanna Rosina Sutor (1725–1802), einer Nachfahrin der »schwäbischen Geistesmutter« Regina Bardili (1599–1669). Die Ehe von H.s Eltern wird dort 1766 geschlossen. Drei Kinder werden geboren. – Die Geschwister? Johanna Christiana Friderica (1771–1775) und Maria Eleonora Heinrica (Rike) (1772–1850).

Friedrich H. verliert den Vater, als er zwei Jahre alt ist. Mit seinem Tod gehen zwei Generationen Klosterhofmeisterei in Lauffen zuende.

Die Familie zieht aus der Dienstwohnung ins nahe gelegene Wohnhaus (Nordheimer Straße 5) der Familie H. Ob es sich dabei sogar um das Geburtshaus H.s handelt, ist jüngst diskutiert worden.

H. ist fünf Jahre alt, als die um ein Jahr jüngere Schwester stirbt. Er kommt mit fünf Jahren nach Nürtingen. Die Mutter hatte sich nach zweijähriger Witwenschaft entschlossen, Johann Christoph Gock (1748–1779) zu heiraten. Er hatte Schreiber in Lauffen gelernt und war mit den Familien H. und Bilfinger befreundet. Mit letzterem betrieb er einen Weinhandel. In Nürtingen konnte ein stattliches Anwesen erworben wer-

den: der Schweizerhof mit etlichen landwirtschaftlichen Gebäuden und Kellern. Gock, nicht ganz standesgemäß, stieg, mithilfe des beträchtlichen Erbes seiner Frau, sozial rasch auf: 1776 wurde er Bürgermeister in Nürtingen. – Vier Kinder werden geboren. Die im August 1775 geborene Schwester stirbt im Dezember. Einen Monat zuvor war die 1771 geborene Schwester, aus erster Ehe, gestorben. Der Stiefbruder Karl Christoph Friedrich Gock (1776–1849), auch Carl und Gok geschrieben, wird überleben. 1777: Geburt und Tod eines weiteren Stiefbruders. 1778 kommt eine Stiefschwester zur Welt, die fünfjährig, 1783, stirbt. Der Stiefvater – H. liebt diesen zweiten Vater – zieht sich im November 1778 bei den Rettungsarbeiten gegen Hochwasser eine »hitze Brust-Krankheit« zu und stirbt im März 1779 an Lungenentzündung.

Die frühen Todeserfahrungen sind für H. sicherlich bedeutsam. Er selbst spricht als fast 30jähriger von dem »unbegreiflichen Schmerz« über den Verlust seines zweiten Vaters und von der Mutter »täglichen Trauer und Thränen« (MA 2, 775). Die Mutter heiratet nicht mehr. Die Großmutter lebt mit in der Familie. Der Sohn wird für die Theologenlaufbahn bestimmt.

Die Schwester Heinrike heiratet den 20 Jahre älteren Klosterprofessor Breunlin (1752–1800) in Blaubeuren; sie kommt nach Breunlins Tod, mit den beiden Kindern in die Familie nach Nürtingen zurück. Der sechs Jahre jüngere Halbbruder Karl soll Schreiber werden. Friedrich unterhält einen innigen Briefwechsel mit ihm, nennt ihn, einen »Bruder im Geiste« (StA 6, 258) – wie vormals den Freund Ludwig Neuffer–, einen »Herzensbruder« (StA 2, 498). Er erfüllt damit einen Erziehungsauftrag dem Jüngeren gegenüber. Er will ihm zum Studium verhelfen, und die Mutter sollte sich finanziell beteiligen. Der Briefwechsel wird jedoch spärlicher, reißt gegen Ende 1801 ab. Karl gelingt es, die höhere Verwaltungslaufbahn einzuschlagen, und er bringt es zum erfolgreichen Hof- und Domänenrat in Stuttgart und sogar zum Adelstitel.

H. wächst in einem pietistischen Umfeld auf. Die Schulausbildung beginnt 1776 in der Nürtinger Lateinschule (†Schule, Universität). Acht

Jahre lang wird sie durch Privatunterricht ergänzt; das Landexamen wird vorbereitet. 1780 erhält er Unterricht im Klavier- und Flötenspiel. Im selben Jahr, Mitte September, absolviert er das Landexamen in Stuttgart zur Aufnahme in eine Klosterschule. Noch dreimal wird H. die Aufnahmeprüfung wiederholen. Ab 1782 erhält er Privatunterricht bei dem Theologen und Diakon (Helfer; zweiter Pfarrer) Nathanael Köstlin (1744–1826). H. wird ihm später, 1785, einen gewissenforschenden Dankesbrief – den ersten von H.s Hand überlieferten – schreiben, er habe in ihm »Ehrfurcht und Liebe« (MA 2, 395) geweckt und ihn zu dem »festen Entschluß, ein Christ und nicht ein wankelmüthiger Schwärmer« (ebd., 394) zu werden, gebracht. In der Lateinschule lernt er den fünf Jahre jüngeren, hochbegabten Schelling (7 Freundschaften) kennen, der damals bei seinem Onkel Köstlin wohnt. Die Freundschaft mit Schelling wird die Tübinger Stiftszeit überdauern und über die Frankfurter Zeit hinausreichen.

Die niedere Klosterschule Denkendorf (1784–86)

Im September 1785 besteht H. das Landexamen mit sehr gutem Erfolg. Ein Jahr danach, am 20. Oktober 1784, zieht seine Promotion in die niedere Klosterschule Denkendorf ein: 29 Alumen und sechs Hospites erwartet eine zweijährige Ausbildung. Damit hatte H. den Königsweg der Bildung beschritten. Er war Stipendiat des Herzogs von Württemberg geworden. Dies war gebunden an die Verpflichtung – die entsprechende Urkunde laut *Große Kirchenordnung* vom 15. Mai 1559 mußte beim Eintritt unterschrieben werden –, nach abgeschlossener Ausbildung im Kirchen- oder Lehramt tätig zu sein. Wollte man sich aus dieser Verpflichtung lösen, so war das Stipendium zurückzuzahlen. Die vielen späteren Nachrichten von H.s Mutter über freie Vikars- und Pfarrstellen, die Beharrlichkeit, mit der sie ihren Sohn in den Pfarrstand bringen will, erklären sich aus dieser drohenden Rückzahlung.

Vom 16. bis ins 20. Jh. verlief dieser Weg über die Klosterschulen, später evangelisch-theologische Seminare genannt. Seit der Reformation sorgten Kirche und Staat gemeinsam für den theologischen Nachwuchs. Im 18. Jh. war Den-

kenkendorf eine der vier niederen Klosterschulen in Württemberg. Das Kloster mit seiner mächtigen Kirche ist eine Gründung aus der Zeit der Kreuzfahrer. Der Orden der Brüder vom Heiligen Grab hatte im 12. Jh. Denkendorf zum Hauptsitz für alle Besitztümer nördlich der Alpen gemacht. Das in der Unterkirche befindliche *leere Grab* wurde zum Wallfahrtsort. Die Unterkirche wurde nach der Reformation geschlossen. Mit Denkendorf verbindet sich der Name Johann Albrecht Bengel (1687–1752). Er war hier von 1715–1742 Präzeptor und prägte zwölf Promotionen mit über 300 Pfarrern durch seine pietistische Lehre.

Schwäbischer Pietismus

Im 17. Jh. breitet sich in der Evangelischen Landeskirche, aus verschiedenen politischen und religiösen Bewegungen in England und Frankreich kommend, der Pietismus aus. Die Schrift *Pia Desideria* (1685; Fromme Wünsche) von Philipp Jakob Spener (1635–1705) gilt als seine Programmschrift. Spener sieht in Johann Valentin Andrea (1586–1654) seinen Vorläufer.

Es geht um eine Erneuerung der Kirche; dies soll erreicht werden durch ein frommes Leben in allen Situationen des Alltags. Der Arbeit in der Gemeinde, der Pädagogik und den Wissenschaften werden Bildungsaufgaben zugeschrieben, die eine stufenweise Höherentwicklung des Menschen ermöglichen. Ziel ist die subjektive Erfahrung der Wiedergeburt und das Kommen des Reiches Gottes. Eine der Ausprägungen des Pietismus ist die Brüdergemeinde in Herrnhut (1727), die auf Nikolaus Ludwig Graf Zinzendorf zurückgeht. In Württemberg kommt es zu einer spezifischen Ausprägung im sogenannten Spekultativen Pietismus.

Johann Albrecht Bengel (1687–1752). Bengel gilt als Begründer des schwäbischen Pietismus, er ist der erste der drei Schwabenväter; Friedrich Christoph Oetinger (1702–1782) und Philipp Matthäus Hahn (1739–1790) folgen ihm. Eine umfassende Kenntnis der Antike ist Grundlage für ihre exegetischen Studien. Bengel führte die genaue Wort-für-Wort-Interpretation ein. Seine profunden Griechisch-Kenntnisse ermöglichen neue Aspekte des Bibelverständnisses. Die Geschichte vollzieht sich als Stufenmodell einer Heilsgeschichte. In der Zeit des Umbruchs ist der Diener

Gottes beauftragt, die letzten Erkenntnisse zu verkünden. Bengel wird zum Propheten der Endzeit. Sein System arbeitet mit Begriffen der Kabbala. Diese Tradition geht zurück auf Johann Reuchlin (1455–1522) und setzt sich bis ins 19. Jh. fort. Prinzessin Antonia von Württemberg (1613–1679) hatte die kabbalistische Lehrtafel (1673) ausarbeiten lassen. Bengels Mutter, Barbara Sophia, war die Tochter des Pfarrers Johann Laurentius Schmidlin (1626–1692), der zu einem Kreis um die Prinzessin Antonia gehörte.

Friedrich Christoph Oetinger (1702–1782). Oetinger, der zweite der Schwabenväter, versteht sich als Schüler Bengels und beschäftigt sich mit allen Wissenschaften und der Emblemik. Jakob Böhme und die Kabbala hatte er studiert. Über Luther hinaus findet er, ausgehend vom hebräischen und griechischen biblischen Urtext, zu neuen Erkenntnissen. Der Sensus communis hält Oetingers System zusammen; er steht in Verbindung mit der Erkenntnis von der Herblassung Gottes zu den Menschen. In den spekulativen Systemen lagen Gefahren der Überschreitung von Grenzen. Oetinger wie Philipp Matthäus Hahn hatten ein Verfahren wegen Abweichung von der Lehre der Kirche. Der Sohn Michael Hahn (1758–1819) gilt als der letzte Vertreter des Spekultativen Pietismus. Die Michael Hahnsche Gemeinde lebt noch heute in seiner und der Tradition Oetingers.

Nürtingen wurde zu einem Mittelpunkt des württembergischen Pietismus. H. kommt auf zweifache Weise direkt mit ihm in Berührung: durch Köstlin und den ersten Pfarrer am Ort Jakob Friedrich Klemm (1733–1793), der ihn konfirmierte. Klemm hatte noch als Repetent am Tübinger Stift Oetinger um Erklärung der Teinacher Lehrtafel gebeten. Dies wiederum sei der Anlaß für Oetinger gewesen, sein großes Werk über diese Lehrtafel zu schreiben, das gleichzeitig einen Einblick in sein ganzes Denken gewährt. Klemm trifft sich auch mit Hahn in Tübingen (1773).

H. erhält zur Konfirmation 1784 in der Stadtkirche das *Geistliche Liederkästlein* des Pfarrers und Dichters Philipp Friedrich Hiller (1699–1769), ein in Reime gefaßtes Erbauungsbuch, das zur Standardlektüre pietistischer Familien gehörte. Hiller hatte 1713 zur ersten Promotion Bengels in Denkendorf gehört. Im Nachlaß H.s findet sich auch eine Schrift von Oetinger.

Pietismus versus Rousseau. In H.s Werk lassen sich Anklänge seiner pietistischen Erziehung nachweisen. Ein Brief an die Mutter von 1791 (Nr. 41, StA 6, 63f.) ist geprägt vom Supranaturalismus des Lehrers Gottlob Christian Storr (1746–1805), das Gedicht auf den Geburtstag der Großmutter von der Kenosis-Lehre (StA 1, 272f.). H. spricht im Gedicht *Am Quell der Donau* von »Röhren«; in der Kabbala sind dies Leitungselemente der ausfließenden Kraft Gottes. Oetingers Sensus communis erlaubt es, Dionysos neben Christus zu stellen. Viele weitere Parallelen und Anklänge sind aufgedeckt worden.

Eine neuere Studie führt die religiöse Energie des Schreibens H.s nicht auf den Pietismus zurück und spricht von einem diskursiven Neuansatz, wie er radikaler nicht gedacht werden könne. H.s Formulierung, »daß wir, seit den Griechen, wieder anfangen, vaterländisch und natürlich, eigentlich originell zu singen« (MA 2, 922), müsse »neo-rousseauistisch« als »inventive Rückkehr zur Natur« (Link 1999) gelesen werden. Der Vektor von H.s Bibel-Studium wie seiner Rezeption der klassisch-antiken Diskurse weise vorwärts auf den Kairos der Epochen-schwelle 1800, in die Richtung von Signifikanten wie Französische Revolution, Bonaparte, Napoleon und Rousseau. In den Zusammenhang einer »rousseauistischen Kulturrevolution« (Link 1999) gehöre auch H.s Rede von einer »künftigen Revolution der Gesinnungen und Vorstellungsarten«. (MA 2, 643). Unter diesem Blickwinkel erlangt auch die Programmatik einer »höheren Aufklärung« (*Fragment philosophischer Briefe*, MA 2, 55) eine neue Dimension.

Klosterleben und Ausbildung

Bengel faßte den Geist von Unterricht und Erziehung in die Formel: »erudita pietas und pia eruditio oder von gelehrter Bildung durchleuchtete Frömmigkeit und von christlicher Frömmigkeit beseelte Bildung.« (Eitle, 1913, 3) Das Leben im Kloster war streng geregelt, mönchische Disziplin war den Zöglingen auferlegt. Über ihrer Kleidung trugen sie schwarze Klosterkuten. Fest eingerichtete Gebetszeiten regelten den Tagesablauf, der um Viertel nach 5 Uhr mit dem Morgen-gebet begann und mit dem Abendgebet um 20 Uhr endete. Die *Stundentafel* von 1785 (StA 7.1, 324f.) verzeichnet 25 Wochenstunden (19 Unter-

richtsstunden und 6 Stunden Privatstudium unter Aufsicht). Auf dem Lehrplan standen die Alten Sprachen (Latein, Griechisch, Hebräisch); die Unterrichts- und Verkehrssprache war Latein. Auf dem Lehrplan standen ferner 1 Stunde Logik, Rhetorik, Geschichte, Geographie und Mathematik. Montags gab es eine Einführung ins *Compendium*, das die für die Landeskirche verbindlichen Dogmen enthielt. Es war das Instrument des Konsistoriums, die richtige Lehre zu verbreiten und gegen spekulatives pietistisches Gedankengut, gegen Rationalismus und jede Form von Häresie zu wirken.

Ein wöchentliches *Hebdomar* war zu schreiben sowie eine Abhandlung über ein theologisches oder historisches Thema. Freitags bekam man das Thema, für dessen Bearbeitung die Zeit bis zur Abgabe genau vorgegeben war (dreieinhalb Stunden und am Samstagvormittag viereinhalb Stunden). Dabei wurden auch verschiedene Formen der Rhetorik geübt. Die musikalische Ausbildung wurde von einem der Schüler übernommen, Instrumentalunterricht wurde erteilt, falls sich jemand fand, der ein Instrument spielte.

Freie Zeit, eine *Recreation*, gab es von 12 bis 13 Uhr und von 19 bis 20 Uhr. Auch diese Zeit unterliegt Anweisungen, geistliche Musik oder bestimmte Instrumentalmusik zu spielen. Im Sommer sollten die Zöglinge 1 Stunde auf dem Klosterhof gehen; bei schönem Wetter durften sie einmal in der Woche in der *Recreation* das Kloster verlassen, jedoch nur in Gruppen. Ferien gab es im Frühjahr und im Herbst, jeweils zwei bis drei Wochen. Prüfungen waren jedes halbe Jahr angesagt. Die Zeugnisse wurden in das *Testimonienbuch* eingetragen. Die *Location* der Schüler wird festgehalten. Carl Christoph Renz ist auf Platz 1; H. immer auf Platz 6. Für H. sind zwei Strafen belegt: am 22. Januar 1785 hat er sein Amt als Aufsichtsperson vernachlässigt (die Alumnen hatten reihum Aufsicht zu führen), womit er mit zweimaligem Weinenzug bestraft wird; am 21. Juli 1786 war er in der Kirche während der Chorandacht unhergestreift, womit er sich einfachen Weinenzug einhandelte. Der beste Freund in der Denkendorfer Zeit war Christian Ludwig Bilfinger.

Johann Jakob Erbe war Probst, als H. in Denkendorf war. Mit Sitz und Stimme in der Landschaft hatte er als Herzoglicher Rath geistliche und weltliche Aufgaben. Der spätere Stiftsfreund

Rudolf Friedrich Heinrich Magenau – er war eine Promotion vor H. in Denkendorf und Maulbronn – beschreibt ihn als geizigen, niederträchtigen, heimtückischen und habgierigen Charakter, dem man Geschenke abzuliefern hatte, wollte man ihn wohlgesinnt stimmen. In der von der Mutter H.s geführten Liste der *Ausgaben für den I. Fritz* sind solche »Präsente« notiert.

Die Württembergische Landeskirche

Im Herzogtum Württemberg hatte Herzog Christoph (Regierungszeit von 1550–1568) in der Zweiten Reformation das politische Programm bestimmt. Die Große Kirchenordnung von 1559 regelt das Verhältnis von Kirche und Staat. 1565 wird die lutherische Konfession des Landes bestätigt. Die Prälaten als Kloostervorsteher behalten ihren Sitz in den Landständen und damit ihren Einfluß auf die Finanzpolitik. Konsistorium und theologische Fakultät achteten auf die kirchliche Lehre mittels der gemeinsam erstellten und weiterentwickelten Compendien. Die jährliche Visitation, deren Ergebnisse landesweit festgehalten wurden, diente dazu, einheitliche Normen durchzusetzen.

Im 17. Jh. wurden durch die pietistischen Strömungen Impulse aufgenommen, die vom Konsistorium ausgingen. Georg Bernhard Bilfinger (1695–1750) hatte weitsichtig erkannt, daß diese Impulse, geboren aus dem Geist der Aufklärung, im Sinne eines mündigen Christen ernst zu nehmen sind. Als Politiker hatte er erreicht, daß die württembergischen Grundgesetze und Religionsgesetze, die seit dem 16. Jh. gültig waren, bestätigt wurden. Diese waren gefährdet gewesen, da eine katholische Linie des Herzogshauses an der Regierung war (1733–1795), und der verschwenderische Herzog Carl Eugen unzulässig in die Landeskirche eingriff. Die zweite Regierungsperiode Carl Eugens war gemäßigt.

Mit Kants Philosophie werden grundsätzliche Fragen an die Theologie gestellt. Das Compendium (1782) von Christoph Friedrich Sartorius (1701–1785) konnte keine befriedigenden Antworten geben. Die Tübinger Repetenten reagierten auf diese Herausforderung und beschäftigten sich mit Kant. Der Ephorus Christian Friedrich Schnurrer (1742–1822) macht deutlich, daß sich die Textexegese grundsätzlich gewandelt hatte: Texte werden wie Dichtungen gelesen und inter-

pretiert. Schnurrer hatte als Theologe und Orientalist kein Aufheben von diesem neuen Textverständnis gemacht (†Schule, Universität).

Auch für die Kirche war die Zeit des Umbruchs gekommen. Bei der Zensur theologischer Werke orientierte sich das Konsistorium seit dem 16. Jh. an der Lehre der Orthodoxie. Ab 1785 werden die neuen Impulse sehr deutlich: ein neues Gesangbuch (1791), etliche Reformen, vor allem in der Jugendunterweisung. Bis ins 18. Jh. hatte sich die Struktur der Landeskirche gehalten. Um 1800 beginnt, bedingt durch die Veränderungen der Napoleonischen Kriege, eine neue Zeit. 1806 entsteht das Königreich Württemberg. Die Verfassung wird aufgehoben; es entsteht ein konfessionell neutraler Staat.

Die höhere Klosterschule Maulbronn (1786–1788)

Noch heute Evangelisches Seminar, ist die ehemalige Zisterziensengründung von 1147 vor wenigen Jahren zum Weltkulturdenkmal geworden. Im Bayerischen Erbfolgekrieg hatte Herzog Ulrich von Württemberg, der aus politischem Kalkül evangelisch geworden war, das Kloster erobert und seiner Schutzherrschaft unterstellt. Von Ulrich ist in *Der Winkel von Hardt* (†Nachtgesänge) die Rede. Nach der Legende soll eine Spinne am Ulrichstein bei Hardt den flüchtenden Herzog verdeckt und somit vor seinen Verfolgern – er war aus Tübingen vertrieben worden – gerettet haben. Die Säkularisation nahm er als Möglichkeit, seine Schulden loszuwerden. Der Sohn Ulrichs, Herzog Christoph, nahm eine einschneidende Veränderung vor. Er ließ in Maulbronn eine Schule für den Pfarrernachwuchs seines noch jungen evangelischen Landes einrichten. Mit dem Abt und den Prälaten wurde 1556 die Klosterordnung beschlossenen; damit war die Grundlage für das württembergische Klosterschulwesen geschaffen.

Seit 1715 war Maulbronn eine höhere Klosterschule und nahm alle zwei Jahre 25 bis 30 Schüler aus Denkendorf auf. War das Klosterleben in Denkendorf sehr streng, so ging es in Maulbronn offenbar liberaler zu. Der dortige Prälat Johann Christoph Weinland, wohl ein Günstling des Herzogs, der die Mißstände beseitigen sollte, die unter seinem Vorgänger geherrscht hatten, galt

als schwach. Das heißt nicht, daß H. unter dem Klosterleben nicht gelitten hätte. Wenige Monate nach dem Einzug in Maulbronn beginnen die Klagen und verbinden sich unentwegt mit dem beruflichen Konflikt.

Am 18. Oktober 1786 zog H.s Promotion ins Kloster Maulbronn, in die höhere Klosterschule ein. Von den 28 Schülern steht H. in der Beurteilung seiner Leistungen an sechster Stelle. An erster Stelle stand Renz, wie schon in Denkendorf; der Freund Bilfinger auf Platz vier. Erster Professor war Johann Christian Hiller, Sohn des Dichters des *Geistlichen Liederkästleins*, der selbst Schüler in Maulbronn war. Wie von Denkendorf her bekannt, verzeichnet die Ausgabenliste der Mutter auch für Maulbronn beachtliche Geschenke.

Es gibt aus H.s Maulbronner Zeit keinen erhaltenen Stundenplan. Er dürfte keine wesentlichen Abweichungen vom Denkendorfer gehabt haben; Metaphysik und Französisch waren hinzugekommen. Schriftlich beurteilt wurden auch *Gaben, Sitten* und *Fleiß*. Beurteilungen solcher Eigenschaften finden sich auch noch in den Magisterzeugnissen. Die Statuten regelten eine bestimmte Lebensform. Verboten war Kaffee- und Teetrinken, das Lesen schädlicher Bücher und von Romanen, deutschen Übersetzungen von lateinischen Schriftstellern, die auf dem Lehrplan standen. Auch Rauchen war verboten. Übertretungen wurden offenbar nicht streng bestraft; meistens kam es nur zum Entzug des Tischweins, der ohnehin nicht geschätzt wurde und gelegentlich von den Alumnen an Bedienstete im Kloster verkauft wurde. H. bittet die Mutter einmal inständig um Kaffee in seinem »Klosterkreuz« (StA 6, 14). Im November 1786 kam Herzog Carl Eugen mit seiner Gemahlin Franziska von Hohenheim zur Visitation. H. durfte als Dichter auftreten und der Herzogin ein Huldigungsgedicht überreichen. Die Hohe Carlsschule in Stuttgart war die Gründung des Herzogs. Sie war nicht standes- oder konfessionsbezogen. Zwischen den Schulen gab es Kontakte. In H.s Promotion war beispielsweise Philipp Jacob Hiemer, der Bruder der Karlsschülers Franz Karl, der 1792 ein Pastellbild von H. – als Hochzeitsgeschenk für die Schwester Heinrike – schuf.

Die Maulbronner Zeit ist eine Zeit der ersten Liebe. Louise Nast, die jüngste Tochter des Klosterverwalters lernt er im ersten Monat seines